

Von der anderen Seite des Horizonts

Mein Sohn hat meinen Text „Woher kommen die Gedanken?“ mehrfach gelesen. Und er findet ihn schwer.

Das erstaunt mich.

Nicht weil ich glaubte, besonders einfach geschrieben zu haben. Aber er kennt mich ziemlich gut. Seit ziemlich vielen Jahren sogar. Er kennt meine Art zu sprechen, meine Geschichten, meine manchmal etwas verschlungenen Gedankengänge. Nach der Schule kaufte er sich ein Buch über Epikur, jüngst arbeitete er sich für einen Vortrag in Zen ein. Philosophie ist ihm also keineswegs fremd.

Und trotzdem versteht er meinen Text nicht ohne Weiteres.

Vielleicht liegt es gerade daran, dass er mich so gut kennt – aber eben auf seine Weise.

Ich bin sein Vater.

Ich war nie sein Lehrer. Nie sein Kommilitone. Wir waren nie gemeinsam Mitglied irgendeines akademischen Vereins. Selbst Menschen, mit denen wir beide philosophische Gespräche führen, begegnen ihm anders als mir. Für sie ist er ein anderer Gesprächspartner. Zwischen ihnen und ihm ist eine andere Geschichte entstanden, eine andere Sprache, ein anderer Raum.

Menschen kennen einander offenbar nicht einfach mehr oder weniger gut.

Sie kennen einander aus bestimmten Richtungen.

Als ich „Woher kommen die Gedanken?“ schrieb, war da zunächst etwas, das ich heute vielleicht ein neuronales Gewitter nennen würde. Gedankenfetzen, Erinnerungen, Bilder, Empfindungen. Ich habe sie nicht sofort geordnet. Eher habe ich sie eine Weile in Dunkelheit gehalten, Muster ausgehalten, manches an meinen Erfahrungen geprüft, an meinen Hoffnungen, an Wörtern, die mir zur Verfügung standen.

Irgendwann entstanden Bruchstücke von Text.

Mit diesen Bruchstücken bin ich nach ChatGPT-City gegangen. Ich habe sie dort ausgelegt, Antworten bekommen, Vorschläge gelesen, einiges verworfen, anderes aufgenommen. Wieder Abstand genommen. Wieder geprüft. Irgendwann entstand ein Bogen.

Und danach begann das Prüfen erneut:

Was macht dieser Text mit mir?

Was könnte er bei anderen auslösen?

Was trägt?

Was ist nur schön formuliert?

Man könnte bei einem solchen Verfahren irgendwann glauben, ein Gedanke werde mit jeder Bearbeitung klarer. Als könne man ihn immer weiter reinigen, bis schließlich ein Text übrig bleibt, der nur noch richtig gelesen werden müsse.

Dann kam mein Sohn.

Und mit ihm kam Licht von der anderen Seite des Horizonts.

Er fragte:

„Was hat dieser Text eigentlich damit zu tun, dass du für eine neue politische Kultur arbeitest? Der Text ist philosophisch und nicht politisch.“

Merkwürdigerweise fühlte ich mich durch dieses Missverständnis außerordentlich verstanden.

Denn plötzlich stand da die richtige Frage.

Ich habe mir oft gesagt, dass es nicht zuerst auf schnelle Antworten ankommt, sondern auf richtige Fragen. Nun bekam ich diesen Grundsatz von einer anderen Seite zurück. Nicht als pädagogischen Merksatz, sondern als Erfahrung.

Eine ähnliche Frage habe ich schon einmal erlebt.

Es ist lange her. Mathematikunterricht in einer zehnten Klasse. Wir beschäftigten uns mit Additionstheoremen. Es war einer jener Unterrichtsgegenstände, bei denen man als Lehrer leicht in eine eigentümliche Betriebsamkeit geraten kann. Formeln, Herleitungen, Anwendungen, Aufgaben. Alles hat seinen Platz, alles lässt sich erklären, alles steht im Lehrplan.

Dann meldete sich Laura.

Laura war sehr gut in Mathematik. Gerade deshalb sorgte ihre Frage für Unruhe:

„Wozu braucht man Additionstheoreme eigentlich?“

Die Klasse war beinahe empört.

Ausgerechnet Laura!

Ich weiß noch ziemlich genau, was ich antwortete:

„Das ist die erste richtig gute Frage heute.“

Denn mit einem Mal ging es nicht mehr darum, ob jemand eine Formel anwenden konnte.

Laura hatte einen Horizont geöffnet.

Nicht nur einen Sachzusammenhang, sondern einen Sinnzusammenhang. Warum machen wir das hier eigentlich? Wo steht dieser einzelne mathematische Gegenstand in einem größeren Zusammenhang? Was bedeutet es, ihn zu kennen?

Und noch etwas geschah.

Laura öffnete mir einen Sprachraum, den ich selbst nicht besaß.

Ich konnte Additionstheoreme erklären. Ich konnte sie mathematisch einordnen. Ich konnte Aufgaben auswählen, Schwierigkeiten antizipieren, Beispiele konstruieren.

Aber ich konnte nicht aus Lauras Welt heraus fragen.

Das konnte nur Laura.

Heute könnte ich nach ChatGPT-City gehen und sagen: Erkläre Additionstheoreme für Schülerinnen und Schüler einer zehnten Klasse. Oder: Formuliere den Sinn dieses Unterrichtsinhalts

jugendgerecht. Ich könnte meine Prompts verbessern, Zielgruppen genauer beschreiben, Sprachregister anpassen.

Das kann hilfreich sein.

Aber keine noch so große Sprachintelligenz kann mir Lauras eigenen Sprachraum schenken.

Denn dieser Raum besteht nicht nur aus Wörtern.

Er besteht aus Beziehung.

Aus gemeinsam verbrachter Zeit. Aus Vertrauen und Misstrauen. Aus bisherigen Fragen und Antworten. Aus Blicken im Unterricht. Aus Erfolg und Scheitern. Aus dem Wissen, wer etwas sagt und warum gerade dieser Mensch es jetzt sagt.

Zielgruppensprache lässt sich herstellen.

Beziehungssprache entsteht.

Vielleicht liegt genau dort der politische Zusammenhang, nach dem mein Sohn gefragt hat.

Eine neue politische Kultur kann schließlich nicht darin bestehen, dass jemand die richtigen Gedanken besitzt und anschließend lernt, sie für verschiedene Zielgruppen geschickter zu formulieren.

Das wäre Kommunikation.

Vielleicht gute Kommunikation.

Aber noch keine politische Kultur.

Politisch wird es dort, wo ich damit rechnen muss, dass der andere von einem Ort aus spricht, den ich nicht besitze.

Wo seine Frage meinen Gedanken verändern darf.

Wo sein Missverständnis nicht nur als Defizit erscheint, sondern als Möglichkeit, etwas zu sehen, was von meinem Standort aus unsichtbar geblieben ist.

Das könnte Angst machen.

Es könnte mir Angst machen, dass meine Gedanken weder vollständig meine Gedanken sind noch meine Gedanken bleiben.

Es könnte mir Angst machen, dass jeder noch so sorgfältig formulierte Text in eine ungewisse Zukunft entlassen wird.

Es könnte mir Angst machen, dass nicht einmal die größte Sprachintelligenz garantieren kann, dass Menschen einander verstehen, dass eine vernünftige Idee vernünftige Folgen hat oder dass sich anbahnende Katastrophen aufgehalten werden.

Aber dieselbe Erfahrung lässt sich auch anders lesen.

Vielleicht öffnet sich gerade der Einsamkeit meiner Gedanken ein Raum.

Ein belastbarer Raum.

Denn sobald ein anderer antwortet, geschieht etwas, das ich allein nicht herstellen konnte. Mein Gedanke kommt zurück, aber verändert. Er trägt nun nicht mehr nur meine Spuren.

Vielleicht wäre das sogar eine kleine Definition von Hoffnung:

Antwort bekommen.

Nicht Zustimmung.

Nicht Bestätigung.

Nicht einmal notwendig richtig verstanden werden.

Antwort bekommen.

Und nun wird die Frage meines Sohnes politisch.

Denn was geschieht eigentlich, wenn Sprache nicht nur zwischen Vater und Sohn oder zwischen Lehrerin und Schüler steht, sondern staatliche Macht bekommt?

Ein Gesetz ist schließlich auch Sprache.

Eine sehr besondere Sprache.

Mein Schwiegervater, gelernter Jurist, sagte gern:

Gesetze seien nur Versuche, die Wirklichkeit zu regeln.

Und er fügte hinzu, ein Gesetz ohne Kommentar sei vor Gericht kaum etwas wert.

Juristisch müsste man das natürlich genauer formulieren. Ein Gesetz gilt unabhängig davon, ob daneben ein Kommentar steht. Aber in dem Satz steckt eine wichtige Erfahrung: Kein Gesetz trägt bereits alle Situationen, auf die es einmal treffen wird, fertig in sich.

Es muss ausgelegt werden.

Es trifft auf Wirklichkeit.

Und Wirklichkeit antwortet.

Sprachphilosophisch betrachtet sind Gesetze Sätze mit außerordentlicher Macht. Sie können Handlungsräume öffnen und schließen. Sie können Rechte begründen, Pflichten auferlegen, Geld verteilen, Schutz schaffen, Verhalten beeinflussen.

Aber auch diese Sätze müssen sich bewähren.

Nicht in dem Sinne, dass jeder sie nur befolgen müsste, wenn er sie persönlich überzeugend findet. Ein Gesetz muss verbindlich sein können.

Doch Verbindlichkeit ist nicht dasselbe wie Endgültigkeit.

Vielleicht müsste ein demokratisches Parlament deshalb häufiger einen Satz wagen, der zunächst erstaunlich schwach klingt:

Wir wissen nicht vollständig, was daraus werden wird.

Das wäre nicht dasselbe wie:

Wir haben keine Ahnung.

Es könnte vielmehr bedeuten:

Wir haben beraten.

Wir haben Informationen gesammelt.

Wir haben unterschiedliche Interessen gegeneinander abgewogen.

Wir haben entschieden.

Wir übernehmen Verantwortung für diese Entscheidung.

Aber wir wissen, dass Wirklichkeit größer ist als unsere Modelle.

Ein Gesetz wäre dann kein in Stein gemeißeltes Endprodukt.

Es wäre eine politische Antwort auf ein erkanntes und priorisiertes Problem.

Nehmen wir die Rente.

„Jeder muss seinen Teil dazu beitragen“, hieß es jüngst im Zusammenhang mit Reformüberlegungen.

Das stimmt vielleicht.

Aber was heißt es?

Es könnte heißen:

Jeder muss auf etwas verzichten.

Es könnte aber auch heißen:

Wir möchten, dass wir auch in fünfzehn oder zwanzig Jahren noch miteinander auskommen können. Wir sehen heute, dass Menschen im Alter nicht mehr genug zum Leben haben könnten. Wir sehen zugleich, dass ein System auf Dauer nicht mehr trägt, wenn immer weniger Menschen immer größere Lasten übernehmen müssen.

Das ist unser Problem.

Und dies ist eine unserer Ideen, damit umzugehen.

Nun schicken wir diese Idee auf die Reise.

Als Gesetz wird sie verbindlich.

Sie ist dann aber nicht mehr nur unsere Idee. Sie wird euer Handlungsrahmen.

Und jetzt sagt uns, was daraus wird.

Nicht jeder Mensch muss dafür Rentenpolitik studiert haben.

Nicht jeder muss politische Profi sein.

Man kann schlicht sagen:

Ich finde das gut, weil ...

Ich finde das nicht gut, weil ...

Bei mir führt das dazu, dass ...

Ihr wolltet doch eigentlich erreichen, dass ... Bei uns geschieht aber gerade etwas anderes.

Vielleicht beginnt genau dort politische Sprache.

Nicht beim bloßen Nein.

„Will ich nicht.“

Sondern bei einem Nein, das Antwort werden kann:

Ich sehe, welches Problem ihr lösen wollt. Aber eure Lösung bewirkt an dieser Stelle etwas, das ihr vermutlich nicht beabsichtigt habt.

Und ebenso beim Ja:

Ich spüre die Belastung. Aber ich verstehe, warum wir sie gemeinsam tragen.

Ein demokratisches Gesetz wäre dann vielleicht ein Satz mit Rechtskraft, aber ohne Anspruch auf das letzte Wort.

Und vielleicht schließt sich hier der Kreis zu meinem Sohn.

Er hat meinen Text gelesen und etwas darin nicht gefunden, was für mich längst selbstverständlich war.

Den politischen Zusammenhang.

Ich hätte mich ärgern können.

Ich hätte erklären können, dass er nur genauer lesen müsse.

Stattdessen hat seine Frage meinen eigenen Text geöffnet.

Von der anderen Seite des Horizonts kam Licht herein.

Vielleicht ist genau das die Erfahrung, auf die ich politisch hoffe.

Dass wir sprechen.

Dass wir entscheiden.

Dass wir unsere Entscheidungen verantworten.

Und dass wir dennoch nicht so tun, als gehörte uns das letzte Wort.

Wir wissen nicht vollständig, was daraus werden wird.

Vielleicht wäre das kein schwacher Satz für eine Demokratie.

Vielleicht wäre es ein ziemlich starker.